

Maarten Asscher
Das Haus meiner Kindheit

Maarten Asscher

Das Haus meiner Kindheit

Roman

*Aus dem Niederländischen
von Marlene Müller-Haas*

Luchterhand

Für Erik, et in Arcadia tu

*Fiction only triumphs when it fails,
when it lets us see the traces of reality.*

Alejandro Zambra

*Around your small crib, the old woman sings,
grow roses and lilies and all pretty things.*

Giovanni Pascoli

Prolog

Seit Langem werde ich früh wach. Zu früh. Wenn ich von Zeit zu Zeit sicherheitshalber den Wecker stelle, bekommt er nie Gelegenheit, das hören zu lassen, wozu er bestimmt ist. Auch wenn ich erst um eins oder um zwei ins Bett gehe statt gegen Mitternacht, werde ich nie später als zwischen fünf und sechs wach, und das unabhängig von den Stunden, die ich mit offenen Augen schlaflos dagelegen habe.

Meiner Mutter zufolge kam ich eine Woche zu spät zur Welt. Kann es etwa sein, dass ich jeden Morgen unbewusst versuche, ein Stückchen dieser gleich am Anfang entstandenen Verzögerung aufzuholen? Mir scheint, dieser Rückstand sollte in den vergangenen Jahrzehnten längst ausgeglichen worden sein. Aber wie erkläre ich meinem Körper, dass er ruhig noch ein wenig länger weiterschlafen darf?

Das Einschlafen am Anfang der Nacht fällt mir im Allgemeinen nicht besonders schwer. Es geht einfach darum, ein paar Minuten still zu liegen und sich höchstens ein- oder zweimal umzudrehen, doch auf das Durchschlafen trifft das nicht zu, geschweige denn auf das Ausschlafen. Sobald der Schlaf weicht – nach höchstens ein paar Stunden – und ein eventueller Traum verflogen ist, ist es vorbei

mit der Nachtruhe. Auf Kommando schlafen? Das konnte ich früher nicht und kann es noch immer nicht. Wie schaffen es die Heerführer bloß, sich kurz in die Kojen zu legen, um danach mit frischem Mut den Kampf fortzusetzen? Auch von einigen Tierarten ist bekannt, dass sie die benötigte Portion Schlaf in Raten über die Nacht und den Tag verteilen können.

Wenn ich auf dem Rücken liege, ist hinten in meinem Rachen etwas, das mich am ersehnten, regelmäßigen und entspannten Atemholen hindert. Ob sich das wohl wegoperieren ließe? In Seitenlage gelingt es mir buchstäblich nicht, die Augen zu schließen. Meine Lider hören nicht auf zu zucken. So tun, als würde ich völlig entspannt ruhen, bringt nichts; mein Körper lässt sich nichts vormachen. Bei mir fehlt schlicht der Einschlafschalter.

Wohl kommt es ab und zu vor, dass ich erholt aus einem sehr tiefen Schlaf erwache: Na endlich hat es geklappt. Dann aber stellt sich beispielsweise heraus, dass es erst Viertel nach eins ist und ich nicht mehr als anderthalb Stunden geschlafen habe. Statt mich ein paarmal umzudrehen und ganz von selbst wegzudämmern, wie beim Zubettgehen, wälze ich mich endlos hin und her, drehe das Kissen um, zupple behutsam das Bettlaken zurecht, drehe mich noch einmal auf die andere Seite und versuche es erneut, und das alles so, dass der Mensch, der neben mir liegt, möglichst wenig gestört wird.

Jahrelang habe ich mit der frustrierenden Vorstellung gelebt, dass ein Mensch acht Stunden Schlaf braucht, um

gesund und fit zu bleiben, ein Drittel von einem Etmal, dessen beide anderen Teile gleichermaßen der Arbeit wie der sogenannten Freizeit vorbehalten sind. Das ist garantiert Unsinn, denn seit Jahrzehnten schaffe ich nicht viel mehr als die Hälfte eines solchen Nachtschlafs, und diese vier, fünf Stunden pro Nacht klaube ich mühsam in zwei oder drei Teilen zusammen.

Der Kern des Problems ist Folgendes: Es gelingt mir einfach nicht, meinen Kopf abzuschalten. Auch – oder gerade – wenn ich mich hinlege, arbeitet er weiter in einer Endlosschleife, es gleicht zwei Mühlsteinen, die sich leer gegeneinander drehen. Wird nichts in Form von Erlebnissen, Eindrücken, Gesprächen oder Lesestoff nachgelegt, dann laufen die beiden Mahlsteine heiß und zerstören sich gegenseitig. Es sei denn, ich springe sofort aus dem Bett. Das mache ich meist, aber nicht immer. Den Arbeitstag um halb sechs beginnen zu lassen, ist machbar. Aber um vier? Oder um drei?

Manchmal bleibe ich liegen, obwohl das ein ebenso hilflos hoffnungsloser Zustand ist, in dem die Kette assoziativer Gedanken immer wieder bei denselben unlösbaren, da früher schon ungelösten Fragen landet. Einige davon sind groß (Liebe, Tod, Scheidung, Krankheit, Verlust), andere oft Bagatellen (eine unangenehme Begegnung, ein Fehlkauf, ein scharfer Mailwechsel, eine ungerechtfertigte Rechnung). Wichtig oder nichtig, sobald ich das Bett verlasse, lösen sich diese Fragen schlagartig in Luft auf und der Strom sinn- und nutzloser Grübeleien verflüchtigt

sich. Was passiert bloß in liegendem Zustand im menschlichen Gehirn, einem Mahlwerk für die Gedanken, das tagsüber so viel besser den Wünschen des »Hauptteigners« gehorcht?

Ich habe versucht, mein Problem zu lösen, indem ich mal den Wecker ignorierte, mal bei weit geöffnetem Fenster schlief, mal am späten Abend keinen Kaffee, Tee oder Alkohol mehr zu mir nahm oder noch einen späten Abendspaziergang machte. Ich habe Baldriantropfen genommen, warme Milch mit Honig getrunken, sogar einen Bananensmoothie ausprobiert. Was man im Internet oder von wohlmeinenden Freunden und Bekannten eben an Tipps bekommt: Bachblüten. Melatonin, Johanniskraut, Kamillentee. Doch nichts half. Nur an chemische Schlaf-tabletten, an die habe ich mich nie gewagt. Damit würde ich die Kontrolle über mein Bewusstsein abgeben, ohne zu wissen, wann und in welchem Zustand ich es wieder zurückbekäme.

Durchschlafen, das war in meinen Kinderjahren eine Selbstverständlichkeit. Der Rhythmus, tagsüber aktiv zu sein und in der Nacht auszuruhen, verlief mühelos, ganz ohne Nachdenken, eine Art in die Länge gezogenes Ein- und Ausatmen. Und noch besser als in meinem Kinderbett zu Hause schlief ich im Haus von Oa und Oma Roosje, meinen englischen Großeltern väterlicherseits. Ihr Haus stand – es steht zwar noch immer dort, aber das Haus meiner Erinnerung gibt es seit Jahrzehnten nicht mehr – in Kew in der englischen Grafschaft Surrey, in einem klei-

nen Vorort von London, Teil der Gemeinde Richmond upon Thames.

Mein eigenes Elternhaus war nie von Dauer. Schon bevor ich in den Kindergarten kam, waren wir zweimal umgezogen. Und es sollte sich noch mehrmals wiederholen, vom Westen der Niederlande über die Mitte in den Osten des Landes, und danach kehrte ich zum Studium wieder in den Westen zurück. Wenn mich jemand fragt, wo ich herkomme, kann ich eigentlich keine eindeutige Antwort geben. In der Stadt, in der ich geboren wurde, ging ich nicht aufs Gymnasium, und dort, wo ich es besuchte, wohnten wir schon nicht mehr, als ich Abitur machte. Es gibt also kein spezielles Haus, das ich eindeutig als *das Haus meiner Kindheit* bezeichnen könnte.

Außer dem Haus meiner Großeltern in Kew. Wer weiß, vielleicht schlief ich dort so unfassbar gut, weil ihr Haus immer am gleichen Ort blieb und weil sich dort nie etwas veränderte. Weder die Aufteilung noch die Möbel oder die Bilder, ebenso wenig der Garten oder die nahe gelegenen Royal Botanic Gardens, und vor allem nicht das Gästebett, das Jahr für Jahr während der langen Sommerferien ganz selbstverständlich und unverändert für mich bereitstand. Dieses weiche englische Bett in Kew! Dort zugedeckt zu werden und dann mühelos für den Rest der Nacht – wie man das so nennt – wie ein unschuldiges Kind zu schlafen.

Ich sprach einmal mit meinem jüngeren Bruder Erik über mein Schlafproblem und erzählte ihm von all den

Tricks und Mittelchen, die ich im Lauf der Zeit ausprobiert hatte. Wir haben uns dabei prima amüsiert, denn genau genommen ist es ein bisschen lächerlich, mit so etwas Kinderleichtem wie dem Schlafen Probleme zu haben. Irgendwann kam das Gespräch auf unsere Kinderzimmer in den immer wieder anderen Wohnungen, in denen wir aufwuchsen, und auf unsere langen Sommerferien in England, vor inzwischen einem halben Jahrhundert. »Ach ja«, seufzte ich, »wenn ich nur noch einmal in diesem englischen Gästebett in Kew schlafen könnte, wäre ich mit einem Schlag meine Schlafprobleme los.« Daraufhin sagte Erik, er habe etwas für mich. »Nein, nein, keine Pülverchen oder Pillen«, setzte er noch hinzu, als er meinen skeptischen Blick bemerkte, »aber vielleicht bringt es dir was.«

Es ist der 2. Juli, und das Bett steht schon bereit. In England ist wunderbares Wetter, und alles wartet nur noch auf den Besuch aus Holland, so steht es in einem Notizbuch, das Oma Roosje von der ersten bis zur letzten Seite vollgeschrieben hat.

Im Rückblick betrachtet muss es der Sommer gewesen sein, in dem ich mit einer Gruppe sechzehn-, siebzehnjähriger Freiwilliger an einem archäologischen Ausgrabungscamp auf den Weiden des Alblasserwaard teilnahm. Meiner Erinnerung nach stochere ich mehrere Wochen lang mit Gleichaltrigen aus dem ganzen Land im Schlamm herum und muss in der Nacht in einem mickrigen Zelt auf dem Boden schlafen. Tagsüber gießt es mitunter so heftig, dass wir stundenlang in einem Bauwagen hocken und Karten spielen, bis der aufgeweichte Grasbuckel in dem Weideland, wo die Ausgrabung stattfindet, wenigstens wieder annähernd begehbar ist. Am Abend marschieren wir eine halbe Stunde lang durch die triefnassen Wiesen zum Dorf. Dort kann man in der Kneipe eine Flasche Vieux kaufen. Dieser Brandy schmeckt nicht besonders gut – ganz im Gegenteil –, aber ohne ein paar kräftige

Züge aus der Flasche gelingt es mir einfach nicht, in einem Zelt auf dem Boden zu schlafen. Nein, dann lieber Kew, dort ist zu der Zeit das wunderbarste Sommerwetter, und das geliebte Haus mit dem großen Garten (und dem weichen englischen Bett) ist für die Ankunft des Feriengasts bestens vorbereitet.

Es ist ein seltsames Gefühl, so viele Jahre später in Omas Aufzeichnungen einen Bericht über mir so vertraute englische Ferienwochen zu lesen, in denen ich aber nicht vorkomme, obwohl der beschriebene Aufenthalt in jeder Hinsicht mit der Erinnerung an meine eigenen Erlebnisse übereinstimmt. Viele Jahre lang habe ich als Kind ein bis drei Wochen der »großen Ferien« in Kew verbracht. Auch darüber muss es solche Aufzeichnungen geben, aber ob die noch erhalten sind?

Wie auch immer, für mich war damit jedenfalls 1974 Schluss, und nun war mein jüngerer Bruder an der Reihe, dort verwöhnt wie ein König Ferien machen zu dürfen. Die täglichen, mit Omas Füllfederhalter in weit ausholender königsblauer Schrift niedergeschriebenen Berichte, die jede Seite bis zum Rand füllen, lassen alles wie von Zauberhand wiederauferstehen. In Gedanken sehe ich sie im Erker ihres Zimmers im oberen Stockwerk am Schreibtisch sitzen, wie sie nach dem Abendbrot das eigens für diesen Zweck erworbene Ferientagebuch aufschlägt und nach ihrem dicken grünen Füller greift.

Am nächsten Tag kommt Erik um halb zwei in der heiß geliebten Adresse 34 Pensford Avenue an, nachdem Oa

ihn mit dem Rover am Flughafen Heathrow abgeholt hat. Als Erstes setzen sich die drei zum warmen *lunch* an den Tisch. Beim Essen erzählt Oa alles Mögliche über das, was Oma Roosje »fotografische Technik« nennt. Am Nachmittag machen sie einen Spaziergang in den Gardens, am Abend gibt es zum *supper* etwas, das der Bericht begeistert als »köstlichen Leckerbissen« beschreibt, nämlich Matjes, die mein kleiner Bruder in Silberpapier eingewickelt mitgebracht hat. Für Oma, die in den Vorkriegsjahren in Scheveningen nur wenige Schritte vom Meer entfernt wohnte, ist das ein ihr besonders teures Souvenir, eine holländische Delikatesse, die in England nirgendwo aufzutreiben ist.

In den darauffolgenden Sommerwochen geht es ins Freibad von Richmond, im Garten werden Äpfel und Pflaumen aufgelesen, Himbeeren gepflückt und tagtäglich sind die Vögel aus den Obstbäumen zu verjagen, sonst gibt es nichts zu ernten. Das Ferientagebuch erzählt von verschiedenen Verwandtenbesuchen, und wenn es regnet, werden alte Urlaubsfilm vorgeführt. Damit die Stunden an einem grauen Tag angenehm vergehen, gibt es im Fernsehen immer einen Jacques-Cousteau-Unterwasserfilm zu sehen oder ein Sportturnier, obwohl die Wimbledon-Finale in diesem Jahr schon vorbei sind. Mit Oa geht Erik ins Science Museum und in den Lensbury Club, er bekommt Zeichenunterricht, und mit Oma gibt es die regelmäßigen Spaziergänge in den weitläufigen botanischen Parkanlagen von Kew zu den bekannten Highlights: dem Seerosen-

teich, der Orangerie, dem Bambusgarten, den Steingärten, der Pagode und dem buddhistischen Tempel, dem Rhododendrontal und den Gewächshäusern.

Im Sommer fällt im Garten viel Arbeit an, bei der Erik mithelfen darf, und so steht auch er damals – genau wie ich – mit beiden Beinen in der Erde, er allerdings angenehm von der englischen Sommersonne beschienen. Zu dritt machen sie einen Tagesausflug nach Windsor Castle und Eton, um dort spazieren zu gehen und sich umzusehen. Mein kleiner Bruder bekommt einen Kassettenrekorder geschenkt (obwohl er zu der Zeit gar nicht Geburtstag hat), mit dem er sich bestens amüsiert. Beim Musikhören in Oas Arbeitszimmer kann er jetzt auch selbst Tonaufnahmen machen.

»Es war gut, dass wir heute nicht zum Tower gegangen sind«, schreibt Oma am 17. Juli, »denn es gab dort einen Bombenanschlag mit vielen Verletzten, lauter Touristen. Wir werden von nun an alle *public places* meiden.« Stattdessen geht sie mit Erik zu einem Familiengeburtstag, wozu Großvater natürlich absolut keine Lust hat, deshalb wird in dem Ferienbericht sehr diplomatisch festgehalten, dass Oa »mit dem Außenanstrich weitermacht«.

Eines Tages gibt es laut Omas Aufzeichnungen am Küchentisch eine Diskussion zwischen den Großeltern über den Bedeutungsunterschied der niederländischen Wörter *zoel* und *zwoel*. Im Geiste höre ich, wie die Worte wohlvertraut hin- und herfliegen, wobei Oa bei jeder Runde seinen Standpunkt noch ein wenig lauter wiederholt.

»Es heißt *zwoel*, nicht *zoel*.«

»O nein, man sagt *zoel*. *Zwoel* ist was ganz anderes.«

»*Zwoel*.«

»Glaub mir, es ist *zoel*. *Zoel* bedeutet lind, *zwoel* bedeutet schwül. Das sind zwei Paar Schuhe.«

»*Zwoel!*«

»Echt, du verwechselst die zwei Wörter.«

»*ZWOEL*.«

»*Zoel* – st-st-st-hèh!«

»*ZWOEL!*«

Der Streit wird mithilfe eines aus der oberen Etage geholten Wörterbuchs geschlichtet, aber im Tagebucheintrag wird nicht festgehalten, wer recht hatte. Ich habe so einen Verdacht.

Die Nachrichten geben Oma mitunter Anlass zu düsteren Gedanken: »Die Türken marschieren in Zypern auf, und das Wort *invasion* macht mir immer Angst, egal wo es fällt.« Ihre eigenen Erinnerungen an die Besatzungsjahre in den Niederlanden klingen in dem nach, was sie über die Gefechte um die zypriotische Hauptstadt Nikosia schreibt. Und dann sind da die *troubles at home*. Nach zwei Bombenanschlägen der IRA in Heathrow, mit beträchtlichen materiellen Schäden, seufzt sie: »Ich begreife wirklich nicht, warum sie die Iren nicht gehen lassen.«

Im Großen und Ganzen klingt das alles nach den üblichen unbeschwerten Ferien, mit gelegentlichen Ausflügen und Spaziergängen und immer wieder ein paar schönen Stunden in den eigenen vier Wänden. »So vergehen die Tage wie im Flug«, schreibt Oma, oder: »Außerdem